

Heimat – Deine Häuser!

Von Peter Haag

In Stuttgart und in einer Reihe anderer Städte unseres Landes wurde in diesen Monaten eine Ausstellung gezeigt, die – obgleich ihr Echo in der Presse ein lebhaftes war – von der breiten Öffentlichkeit verhältnismäßig wenig Beachtung fand. Sie trägt in Abwandlung des wehmütig-trübseligen Soldatenschlagers „Heimat Deine Sterne“ den Titel: „Heimat Deine Häuser“. Über diese Ausstellung und über die ebenso wehmütigen Betrachtungen, die sie auslöst, soll berichtet werden.

Zunächst ein paar Sätze aus einer Besprechung der Ausstellung von Klara Menk in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ zum Sinn der Ausstellung (es sei erlaubt, der Kürze und Klarheit wegen mehrfach zu zitieren):

„Aus dem Kuchen des Wohnwirtschaftswunders hat eine Stuttgarter Ausstellung einmal nicht die Rosinen herausgeklaut, sondern den Teig gezeigt und auf seine Bekömmlichkeit hin analysiert. Es ist die erste kritische Ausstellung zum Thema Wohnbau, aufgebaut in den Räumen des Landesgewerbeamts, das seinerzeit das erste und wohl einzige Kitschmuseum der Welt beherbergte. Diesmal werden hier keine ausgesuchten Greuel präsentiert, sondern Bilder einer Normalität, wie man sie bei jeder Fahrt durch das Land beobachten kann: neue Siedlungen, in denen sich die winzigen, freistehenden Einfamilienhäusle in Tuchfühlung auf den Leib rücken, neue Wohngebiete, in denen die Blocks, Hände an der Hosennaht, schnurgerade ausgerichtet sind, und ein nachträglich und zufällig hineingestopftes Punkthochhaus Modernität repräsentieren soll.“

Also: einige jüngere Architekten (unter der Schirmherrschaft des Deutschen Werkbundes, des Bundes Deutscher Architekten und der Architektur-Abteilung der TH Stuttgart) tun sich zusammen, um Kritik zu üben an unserer Art, wie wir unsere Siedlungen und wie wir die einzelnen Häuser bauen. Wie kommen sie dazu? Selbstverständlich räumen sie ein (und es wäre töricht, diese Tatsache zu übersehen), daß die Summe aller Wohnungen, die nach dem Krieg bis heute gebaut wurden und gebaut werden mußten, eine wenigstens quantitativ ungeheuere Leistung darstellt. Eben diese Quantität wird ja von niemandem bezweifelt. Wie steht es aber mit der Qualität? Sie sagen:

„Die Katastrophe brachte die Chance mit sich, die riesenhaft angewachsenen Wohnprobleme durch weitblickende Planung auf breiter Basis zu lösen, sie wurde nicht ge-

nutzt, weil sich der Wiederaufbau auf dem noch Vorhandenen vollzog, oder sich von ihm nicht löste. Seine Leitbilder waren zunächst Beseitigung der Not, Produktion möglichst vieler Wohnungen und später Eigentumsbildung aus politischen Gesichtspunkten. Das Resultat dieser Entwicklung kennzeichnet die heutige Situation.“

„Die Wohnung wird in den heutigen gebräuchlichen Formen der wesentlichen Forderung nach Ungestörtheit nicht gerecht.“

„... Die Grundrisse der Massenwohnungen und ihre städtebauliche Anordnung nehmen wenig Rücksicht auf das Bedürfnis nach persönlichem Wohnen.“

„Staatlich vorrangig gefördert und nur noch mit oberflächlichen Attributen Individualität vortäuschend, prägt das freistehende Ein- und Zweifamilienhaus auf zu kleiner Parzelle gleichermaßen das Bild heutiger Dorf- und Stadtränder: Es ist zum Schreckgespenst landraubender Zersiedelung geworden. Diese Gefahr wird durch das Fertighaus ohne städtebauliche Konzeption noch vervielfacht.“

An zwei Punkten setzt also die Kritik an:

Unsere Wohnungen stimmen nicht, d. h. die Grundrisse sind falsch, es ist kein gutes Wohnen in diesen Räumen und kein ungestörtes, die gegenseitige Lärmbelästigung ist auf die Dauer gesundheitsschädigend; man schaut einander ins Fenster, auf den Tisch, ja ins Bett und der Straßengestank findet seinen Weg in alle Räume. Die Balkone und Freisitze, die dazu geschaffen sein sollten, das Leben der Familie aus den Zimmern hinaus in die freie Luft fortzusetzen, sind sinnlos, weil sie jedermann zur Einsicht offenstehen. Das ist das eine. Zum andern: die Art wie die Einzelhäuser in kleinen Gärten mit wenigen Metern Abstand als endlose Bänder und Würmer sich von den alten Stadträndern her in die Landschaft hinausfressen, führt zu einer uferlosen Zersiedelung und Zerstörung der Landschaft, also zum Verlust der freien Natur als Ernährungs- und Gesundheitsquelle, als dem Raum, ohne den wir alle schlechthin nicht leben können. Der Traum vom „eigenen Häusle“, um das man im eigenen Garten ringsherum gehen kann, führt in einer Zeit des Massenwohnungsbaues zum Tod der Landschaft.

Falsche Grundrisse, falsches Wohnen, falscher Städtebau, falsches Nebeneinander der Häuser: ist das nicht übertrieben, sind das nicht hochgespielte, überspitzte Argumente junger Wichtigtuer, kultur-

pessimistische Seufzer ein paar extravaganter Architekten? Wer die Verhältnisse auch nur in etwa kennt, muß sagen: alles ist leider wahr! Die Art wie man („man“ – das sind übrigens nicht nur wir, das sind auf ihre Art auch die Franzosen, die Engländer oder die Amerikaner, vielleicht weniger die Nordländer) den allergrößten Teil der Bevölkerung wohnen läßt und wie wahrscheinlich unsere Kinder und Enkel alle wohnen müssen, ist nicht human, weil ihnen nicht die Möglichkeit geboten wird, in ihren Wohnungen ungestört durch Lärm und Gestank, geschützt gegen Einblick, ihr persönliches Leben zu gestalten, wie dies eigentlich sein sollte, und wie es sein sollte nicht in einer verdorbenen, sondern in der Nachbarschaft einer ungestörten, gesunden Landschaft, die bis an die Häuser heran und durch sie hindurchwächst. Der Leser dieses Berichts stelle sich zur Illustrierung des Gesagten irgendeine beliebige Siedlung oder Ortserweiterung vor, die er kennt. Da stehen diese uniformen, langweiligen Häuser, durch ein paar kosmetische, dumme Mittel auf modern herausfrisiert, sauber und brav nebeneinander mit ein paar Metern Abstand, so daß man vom WC des einen Hauses in das Schlafzimmer des anderen Hauses sieht. Auch wenn die Straße in einem Abstand von nur 5 Metern auf der Südseite des Hauses vorbeiführt, und wenn dort noch so viele Autos fahren, dann hat jede Wohnung einen sogenannten Balkon zu dieser Straße hin, auf dem sich Motorengeräusche und die Auspuffdünste so richtig schön sammeln, was nur deshalb vielleicht nicht bemerkt wird, weil tagaus, tagein auf diesen „Wohnbalkonen“ die Wäsche hängt, weil kein anderer Trockenplatz da ist. Die Kinder spielen auf der Straße, weil keine Spielplätze und keine Grünzonen da sind; dafür hat die Gemeinde oder die Baugenossenschaft kein Geld gehabt. Morgens ab 6 Uhr geht der Krach der anspringenden Autos los, die alle vor den Häusern parken. Wenn Garagen da sind, verlangt die Vorschrift, daß sie 5 m von der Straße weg sein müssen, so daß von den sowieso winzigen Gärten so gut wie nichts mehr übrigbleibt.

Wer sind die Schuldigen, daß das alles so wurde? Jetzt fragt man danach, nachdem, wie es in der Ausstellung heißt, „die Chance verpaßt ist“. Wir alle sind schuld, vom Staat herunter bis zum einzelnen. Ich zitiere wieder:

„Unsere Staatsform erlaubt keine wirksame Kontrolle des Grund und Bodens zum Wohle aller, unsere Politik fördert vorrangig die Eigentumsbildung im Ein- und Zwei-

familienhaus. Wir nehmen dafür Architektur ohne Qualität und Landzerstörung in Kauf.“

„Unsere Siedlungsgenossenschaften nehmen Land, wo es sich bietet. Ihre Ziele sind Wirtschaftlichkeit, Menge und Organisation. Die bloße Erfüllung der Norm ist wichtiger als das Suchen nach neuen Wohn- und Siedlungsformen, denn das Experiment hemmt den Geschäftsablauf. Wohnung ist Mangelware.“

„Unsere Gemeinden sind ohne Landbesitz. Ihre Entscheidungen richten sich nach Interessengruppen. Enteignungen und Baulandumlegungen sind schwierig und zeitraubend. Die Planung geht schließlich den Weg des geringsten Widerstandes, den des Feldwegs und der Parzelle.“

„Die Entwicklungen in unserem Wohnungsbau hat einen Architektentyp hervorgebracht, der sich von den Gesetzen und Zielen seines Berufsstandes gelöst hat. Den Maklerarchitekten – Erfüllungsgehilfe ohne schöpferische Kraft und Möglichkeit.“

„Dem Bürger ist der Besitz wichtiger als die Wohnform. Deshalb bieten ihm die Verantwortlichen nur Besitz und keine Wohnform. Der Mieter muß nehmen, was er kriegt, denn Wohnung ist Mangelware.“

Diese Sätze muß man mehrfach lesen, um den ganzen Umfang der bitteren Anklage, die sie enthalten, zu erkennen. Die Sätze sind sehr komprimiert, aber für den, der sie richtig liest, deutlich genug. Trotzdem noch ein paar ergänzende Bemerkungen hierzu: Der Staat schützt die Landschaft nicht vor der Zerstörung. Alle helfen wir tüchtig in falschverstandener, ungebundener „Freiheit“ mit, unseren gemeinsamen physischen und psychischen Lebensboden zu ruinieren. Und es gibt bis heute keine ausreichenden Gesetze gegen schlechten, falschen, unmenschlichen Städtebau und gegen schlechte Wohnungsgrundrisse.

Die Baugesellschaften bauen als Wirtschaftsunternehmen nach dem Gesichtspunkt der Quantität, die Spalte Qualität existiert offensichtlich in ihren Bilanzen nicht. Sie können sich das leisten, solange man sich um ihre Wohnungen reißt.

Alle Gemeinden leben, was Bauland betrifft, von der Hand in den Mund. Der chronische Grundstücksmangel verbietet jede vernünftige Planung. Weitschauende Planung ist außerdem in Gemeindeparlamenten nicht gerade beliebt. Partei- und Interessenpolitik vertragen sich damit nur ganz gelegentlich. So entstehen dann eben die vielen torsoartigen Siedlungen auf x-beliebigen, zufällig gerade vorhandenen Plätzen, fast immer ohne die notwendigen Schulen, Kindergärten und sonstigen öffentlichen Einrichtungen, die dann nachträglich irgendwo, meist am falschen Platz noch hineingezwängt werden

müssen. Solche Siedlungen bieten gerade Unterkunft, aber kein ungestörtes, persönliches Wohnen. Da helfen auch nachher keine Blumenwettbewerbe mehr!

Und jetzt kommen die Architekten! Der Massenvohnungsbau wird in entsprechendem Umfang betrieben vom geschäftstüchtigen „Architekten“, der den Weg des geringsten Widerstandes geht. Soziologische Überlegungen meidet er, weil sie unbequem sind: x-mal den gleichen, ausgeleierte, überalterten Grundriß wieder zu bauen ist bequemer, als immer wieder neu zu suchen. Handel mit „architektengebundenen“ Bauplätzen ist einträglicher als geistige Arbeit und Verantwortungsgefühl.

Und der einzelne Bürger: er lebt entweder in einer zu kleinen Wohnung und nimmt, was er bekommt, wenn es nur ein wenig größer ist. Oder er muß „sein Geld anlegen“, was er dafür bekommt, ist ihm einerlei, oder er kann es nicht beurteilen, weil er keine Vergleichsmaßstäbe hat; sein Qualitätsbegriff ist verkümmert und sein Geschmack ist verbogen durch die allzu „bunten“ Zeitschriften der Baugesellschaften, oder durch Illustrierte, in denen irgendwelche „Traumwohnungen“ um angeblich billiges Geld gezeigt werden.

Was ist zu tun? Kann noch etwas gerettet werden? Auf einer Tafel der Ausstellung steht: „Die Chance ist verpaßt“, dann kommt ein Gedankenstrich und dann heißt es „Rettet den Rest!“

Wahrscheinlich mildert die Zeit manches. Vieles spricht dafür, daß mit größerer Wahrscheinlichkeit die eine oder andere der Siedlungen, die nach dem Krieg gebaut wurden, in nicht allzu ferner Zeit als moderne Slums wieder abgebrochen werden müssen.

Für die noch verbleibenden Aufgaben müßte nach dem oben Gesagten zwingend das Motto sein: äußerste Schonung der Restlandschaft, also vor allem Suchen nach neuen Hauskombinationen, die die Landschaft erhalten und die die Häuser mit besseren Grundrissen so gegeneinander stellen, daß man sich gegenseitig in Ruhe lassen und sein eigenes, menschenwürdiges Leben leben kann. Klara Menk schreibt:

„Die jungen Architekten, die das oft besprochene aber immer gleich heiße Eisen des 08/15-Bauens endlich einmal zur öffentlichen Diskussion stellen, begnügen sich nicht mit der Dokumentation des städtebaulich deprimierenden Ergebnisses, ... den bösen Beispielen werden jeweils bessere Lösungen entgegengestellt, Teppichhaussiedlungen,

in denen die starren Baufluchten aufgegeben sind, das treppenartig gestufte Wohnblockprojekt Neugereut bei Stuttgart, bei dem die Terrassen, Vorgärten und Balkone gegen jeden Einblick abgeschirmt sind, Gesamtplanungen, die nicht nach Kasernenhof aussehen; vor allem wird gezeigt, welche Entwicklungsmöglichkeiten im Reihenhaushaus liegen, diesem durch eine proletarische Jugend diffamierten Stiefkind der deutschen Architektur. Die guten Beispiele sind so wenig extrem wie die bösen.“

Nicht daß es also darum ginge, ganz neue große Entdeckungen zu machen. Die Diagnose ist gestellt; nicht nur von den Architekten, auch von den Ärzten, von den Psychologen, von den Soziologen. Was notwendig ist, ist die Voraussetzungen zu schaffen, daß die Therapie beginnen könnte. Die sich verantwortlich Fühlenden wüßten, was und wie es zu machen wäre, aber dem stehen – wie geschildert – schier unüberwindliche Hindernisse auf allen Ebenen entgegen. Um „Architektur“, oder um „Kunst“, oder um „Schönheit“ geht es dabei nicht, es sind einfachste, jedoch schlechthin lebensnotwendige menschliche Interessen, die auf dem Spiel stehen. Es geht darum, wirklich Wohnungen, ja man kann fast sagen: Rückzugsmöglichkeiten, stille ungestörte Rückzugsmöglichkeiten für die Familie und für die einzelnen zu schaffen, ohne die das heutige Leben in einem hochzivilisierten Staat kaum mehr erträglich erscheint. Alle sollen menschenwürdig wohnen können. Das klingt so einfach, daß man sagen könnte, darüber zu sprechen lohne sich doch gar nicht, das müßte doch eigentlich selbstverständlich sein. Viel zu viele Siedlungen der letzten 15 Jahre, und in konzentrierter Form die Ausstellung, zeigen aber, wie weit wir's gebracht haben und wie fast hoffnungslos weit entfernt wir davon sind, wirkliche neue „Heimat“ zu schaffen.

Der Ausstellungskatalog endet mit dem folgenden modernen Märchen:

„Es war einmal eine Stadt und viele Gemeinden drum herum. Dort lebten viele Menschen und es wurden immer mehr. Es war nur noch wenig Land da, um Häuser darauf zu bauen, und weil alle ein Haus wollten, jeder ein anderes, sah es bald so aus, als würde von der schönen Landschaft nichts mehr übrig bleiben. Die neuen Häuserviertel waren häßlich, weil die alten Äcker und Wege natürlich nicht so recht paßten für die neuen Straßen und Häuser.“

Da rafften sich die Bürger auf, kamen zusammen und beschlossen, aufzupassen, daß das noch freie Land so eingeteilt werde, daß alles seinen richtigen Platz finden könne.

Sie ließen sich allerhand Fachleute kommen, die ihnen

sagten, was für ihre Bürger gut sei und wohin sie bauen sollten. Von den besten Architekten wurden Pläne gemacht und der allerbeste wurde ausgewählt. Da waren dann viele Arten von Wohnungen und Häusern vorgesehen, die so ausgedacht waren, daß jeder für sich sein konnte und doch kein Land verschwendet wurde. Und weil sie gute Gesetze hatten, konnte ihnen niemand drein-

reden und alles wurde so gebaut, wie es geplant war. Das war eine Freude, wie dann jeder sich aussuchen konnte, was zu ihm paßte.

Alle sahen jetzt, daß sie das – jeder für sich allein – nicht fertig gebracht hätten. Sie hatten die schönste Stadt im ganzen Land, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie vielleicht morgen?“

Bodenseegefrörne in früheren Jahrhunderten

In seinem in der Überlinger Sophienbibliothek befindlichen Kalendarium historicum, „dem Hauskalender“, hat der Überlinger Chronist Jacob Reutlinger eigenhändige Einträge vorgenommen; unter ihnen befinden sich auch Mitteilungen über „Bodenseegefrörne“.

Da heißt es vom Jahr 1573:

31. Januar. Sambstags den letsten Januarii anno 1573 ist der gantz Bodensee abermals vil herter dann zuvor überfrorn, also das ain ersamer rath alhie morndrugs das Fasnachtsküchlin in der Maynaw nit holen könnnden und ist inen von Gott dem herren gleich wie ainer burgerschaft von inen sollichs zu holen verpotten worden und hat man den andern und 3. februarii widerumben angefangen darüber geen und selbige gefrörnus niemands nie zu grund gangen; aber den 4. februarii was escherige mittwoch, ist ain junger edelmann ain Hundtbis von geschlecht hinein gefallen, aber von ainem burger alhie Dynwald genannt mit sonderm grossen list herus gezogen worden. Volgends den 10. und 11. februarii was bonenmarkt; do seind bis in 1500 sekh mit kernen und anderer frucht uf holtzschlitten hinübergeführt und von ainem sackh 6 kr. furlohn gegeben worden. Es hat auch dise gefrörnus ungar 14 tag lang geweret und ist hernach auch etliche mal überschräffet, das man schier nit faren könnndt.

Von 1326 ist die Kunde von einer „Seegefrörne“ in lateinischer Sprache enthalten:

2. Februar. Anno ab incarnatione domini 1326 congelata sunt aque majoris laci Allemanniae in tanta spissitudine et vigore ita quod homines peditando transirent lacum de opido Überlingensi ad portum translacinum et econverso, et etiam ligna in vehiculis traherent homines usque in Überlingen ad vendendum.

d. h. auf deutsch:

Am 2. Februar 1326 ist das Wasser des größeren alemannischen Sees in solcher Dichte und Stärke gefroren, daß viele Menschen zu Fuß den See von der Stadt Überlingen bis zu dem jenseits des Sees gelegenen Hafen und umgekehrt überquerten, und die Menschen auch Holz in Fahrzeugen nach Überlingen zum Verkauf zogen.

1465:

9. Februar. Anno 1465 überfror der Bodensee von Nußdorf bis hinüber gegen der Maynaw und hinab geen Sernatingen und Bodmen gantz und gar, also das Juncker Jacob von Hasenstain und Juncker Wilhelm Achbigkh darauf ain hasen gehetzt und haben den See abgemessen und befunden, von dem hohen Rathhaus an bis zu der Linden bei der brugg endert Sees 4700 schritt. Ich acht die grödt habe damaln das hoch Rathhaus geheissen.

1517:

Anno 1517 überfror der Bodensee, das man mit geladnen wägen und karren darüber gefaren und ist der erst ain knab, so des amans zu Dingelstorff Sohn gewest, darüber gegangen und als er alhie ain mutschellen gehollet und wider hinüber nach an das landt kommen, hat er ain sprung gethon und gejauchzet und ist im selbigen hinunder gefallen und jämmerlich ertrunken.

Von 1277 ist ein Eintrag erhalten, der mit einem Vermerk über den weiteren Wetterverlauf des Jahres und interessanten Einzelheiten über Lebensmittelpreise endet.

Anno 1277 in der fasten, do kamen innerhalb 14 tagen zwelf Erdtbidem und wardt der nachgeendt winter so scharf und kalt, das der Bodensee mitainandern was überfrozen, das ain katz oder hundert darüber geloffen wäre untz uf Sant Valentins tag. Nach dem harten Wüinter kame der edlest best lantz und sumer, auch herbst und das allerfruchtbarst jar von allen fruchten, das man zu Costantz den besten kernen gar ain mut umb 3 β 8 und schwecheren umb 2 $\frac{1}{2}$ β , den schwechsten umb 2 β , Roggen umb 18 8, habern umb 10 8, 9, 8, 7 8, Bonen umb 1 β , Rüeben 2 8 und weret dise wolfaile zwai gantze Jar; ein Phundt flaisch um 1 8 und der wein als gut als der Elsässer oder besser. Es mochte dergleichen wolfaile und gnuessame in allen dingen niemands gedenken.

Jacob Reutlinger, dessen Eintrag vom 18. August 1545 lautet: „Anno 1545 bin Ich, Jacob Reutlinger, geboren worden“ starb als Opfer der Pest am 3. November 1611. Der „Hauskalender“ ist ein kleines Teilstück der sehr umfangreichen Chronik Reutlingers, die ein Kleinod der Überlinger Sophienbibliothek bildet. Rudolf Autenrieth